

„Schwäche“ als Berufung?

Franz-Josef Steinmetz, München

Wer heute einen Priester fragt, wie er sich zur Zeit fühle, muß damit rechnen, daß seine Antworten kläglich ausfallen. Da sagt etwa einer: „Ich fühle mich wie ein Marathonläufer im Nebel“. Ein anderer erklärt: „Wie ein Schuppen, aus dem gelegentlich Geräte geholt oder zum Aufbewahren hineingestellt werden.“ Noch skeptischer klingt das, was ein Dritter zu spüren glaubt: „Wie ein Gebäude vor dem Abbruch. Die Fassade steht *noch*. Im Inneren aber macht sich Unsicherheit und Angst breit.“ An ehemalige Seelsorger-Träume erinnert das Bild vom „schlingenden Rettungskreuzer“. Aktivismus und Streß, vielleicht auch eine falsch verstandene Nächstenliebe signalisiert die Metapher vom „Eimer, der immer voll sein soll, aus dem dauernd geschöpft wird, der immer geben muß, aber in den keiner etwas hineingibt; statt dessen kommt undankbares Fragen und Fordern, wenn nur noch der Boden zu sehen ist.“

Gewiß werden auch freundlichere Bilder genannt, so etwa, wenn jemand meint, daß er sich wie ein „Igel“ vorkomme. Ein anderer scheint Staunen und Verwunderung auszudrücken: „Wie eine austrocknende Zisterne, zu der immer noch Menschen kommen“. Wer weiter fragt, entdeckt sogar einen „Vogel, der Federn gelassen hat, aber dem man sagt – und der sich sagt: Du kannst noch fliegen! Und er fliegt!“ Vielleicht ganz selten und doch möglicherweise trifft man schließlich „eine Möwe, getragen vom Wind, spielend mit dem Wind.“ Solche und ähnliche Bilder sind bei Exerzitien gang und gäbe, nicht nur bei Priestern, sondern quer durch viele Berufe. Insgesamt erscheinen negative und positive Gefühle bunt gemischt, und doch überwiegen die Metaphern der Mühsal und der Unsicherheit, des Kleinglaubens, ja der Resignation.

Wer diese und ähnliche Bilder betrachtet, wird sich vielleicht auch an das erinnern, was manche Psychologen ganz allgemein von helfenden Berufen behaupten, daß sie nämlich (im Vergleich zur übrigen Bevölkerung) ein tiefes Gespür dafür haben, was es bedeute, bedürftig und allein gelassen zu sein, zu leiden und nicht um seiner selbst willen geliebt zu werden. Sie hätten daher zwar ein erhöhtes Maß an Kritik- und Versagensangst, ihr Selbstwertgefühl sei bedrohter, sie würden zu Depressionen und Schuldgefühlen neigen, könnten Fehler nur schwer eingestehen und schlechter fordern oder Nein sagen usw. Eben deshalb aber könnten sie zu einer Kultur der christlichen Bedürftigkeit und menschlichen Begrenztheit (Kirche der Armen und der Sünder) und so zu einer, gerade in der heutigen Leistungsgesellschaft be-

sonders wichtigen kritischen Funktion beitragen. Diese positive Möglichkeit der vergleichsweise „Schwachen“ (vgl. 1 Kor 1, 26–31) setze allerdings voraus, daß die eigene Bedürftigkeit und das sehr „konditionierte“ Selbstbewußtsein innerlich akzeptiert und gründlich verarbeitet würden. Genau das aber erweise sich erfahrungsgemäß immer häufiger als ein großes Problem.

Die Beobachtungen der Psychologen sind gewiß nicht einfach aus der Luft gegriffen, und man muß sie ernst nehmen. Dennoch erinnern mich die zuvor genannten Metaphern auch an biblische Texte, die Ähnliches oder Vergleichbares aussagen. Ich denke etwa an Paulus, der an die Korinther schreibt: „Ich glaube, Gott hat uns Apostel auf den letzten Platz gestellt, wie Todgeweihte; denn wir sind zum Schauspiel geworden für die Welt, für Engel und Menschen. Wir stehen als Toren da um Christi willen ... Wir sind schwach ... sind verachtet. Bis zur Stunde hungern und dürsten wir, gehen in Lumpen, werden mit Fäusten geschlagen und sind heimatlos. Wir plagen uns ab und arbeiten mit eigenen Händen; wir werden beschimpft ... wir werden verfolgt ... wir werden geschmäht ... Wir sind sozusagen der Abschaum der Welt geworden, verstoßen von allen bis heute“ (1 Kor 4,9–13).

Was ich damit sagen möchte, klingt simpel und ist doch verheißungsvoll. Wir sollten immer wieder einmal in den Briefen des Paulus nachlesen, wie er seinen apostolischen Alltag beschreibt. Wenn wir in diesen „Spiegel“ schauen, erscheint unser Leben vergleichsweise harmlos, geradezu triumphal, schlimmstenfalls buchstäblich getroffen. Unsere Metaphern mögen noch so armselig ausfallen, kaum einer wird sich je mit „Abschaum“ vergleichen, also mit dem Dreck, der übrig bleibt, wenn die Arbeit getan ist. Und wer von uns geht schon „in Lumpen“? Apostolische Arbeit ohne Mühsal hat es nie gegeben, und das war immer schon so, und nicht erst heute.

Vor diesem Hintergrund werden schließlich auch unsere Metaphern „der Schwäche“ in einem anderen Licht erscheinen. Zunächst einmal könnten wir wie Paulus unsere Ohnmacht, alle Mißhandlungen und Nöte, Verfolgungen und Ängste vor den Herrn bringen und ihn anflehen, „daß dieser Bote Satans von uns ablasse“ (2 Kor 12,8). Auch wenn unsere Gebete keine unmittelbare Erhörung fänden – was keineswegs absolut ausgeschlossen ist – bleibt auf jeden Fall die göttliche Antwort: „Meine Gnade genügt euch; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit“ (2 Kor 12,9). Das muß nicht ohne weiteres bedeuten, daß wir uns wie Paulus unserer Schwachheiten sogar rühmen. Wohl aber könnte die Erkenntnis aufleuchten, daß man gerade dann stark sein kann, wenn man schwach ist (2 Kor 12,10), d.h. wenn man seine eigene Schwäche anerkennt und nicht auf sich selbst vertraut, sondern auf Gott. Daß die Psychologie durch bestimmte Methoden dazu beitragen kann, diese Erkenntnis in den helfenden Berufen zu fördern, sollte man selbstkritisch in Anspruch nehmen.